

IVY PAUL

COLORS

OF

Beauty



© 2020 Ivy Paul, alle Rechte vorbehalten

© Covergestaltung: Dream Design - Cover and Art

© Vektorgrafik: Bigstockfoto.com, arvitalya

Bildnachweis 1. AdobeStock_334064485

2. Depositphotos_156219888_XL

3. Depositphotos_281341032_XL

4. Depositphotos_587744796_XL

Quelle:

1: www.adobestock.com

2-4: www.depositphotos.com

Abonniert meinen Newsletter und seid immer auf dem Laufenden und die Ersten, die informiert werden:

<https://tinyurl.com/ybhbgwtc>

In diesem Buch sind sämtliche Personen frei erfunden. Dieses eBook darf weder auszugsweise oder vollständig ohne die ausdrückliche Genehmigung der Autorin weitergegeben werden.



Das Jetset-Leben mit Partys und unzähligen Affären endet für den Filmstar Lance P. Cavan abrupt, als ein folgenschwerer Unfall sein makelloses Aussehen für immer zerstört.

Auf der Flucht vor seinem alten Ich strandet er in einem Küstenort und schließt dort Freundschaft mit seinem Nachbarn, der wegen einer Erbkrankheit von seiner schönen, aber zugeknöpften Nichte Pauline versorgt wird.

Allmählich findet er zu neuem Lebensmut und hofft, dass es für ihn und Pauline eine Zukunft geben könnte.

Doch ein Mann wie Lance kann sich vor seiner Vergangenheit weder verstecken noch fliehen ...

Dieser Roman wurde bereits (in zwei Teilen) bei einem Verlag veröffentlicht.

*Betrachten wir Schönheit mit den Augen oder mit dem Herzen?
Ist perfektes Aussehen eine Frage des Geschmacks, eine Modeerscheinung
oder eine Illusion?
Was geschieht, wenn die Fassade bröckelt?
Was werden wir unter der Oberfläche finden?*



New York, der Big Apple, die Stadt, die niemals schläft und Tor zur Welt.

Teil des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, in der der Sohn eines einfachen Fabrikarbeiters zum Star der Filmindustrie aufsteigen konnte.

Aus einem solch süßen, kleinen Jungen war der Frauenschwarm und Partylöwe Lance P. Cavan geworden und er genoss sein Dasein in vollen Zügen.

Seine Freunde und er waren wie so oft durch die Klubs gezogen, hatten getrunken und gefeiert bis zum Exzess. Einfach weil sie es konnten. Sie brauchten nie einen Grund, und die Presse liebte ihre Eskapaden. Besser schlechte Publicity als gar keine, sagten seine Mutter und Madison, Lance' Managerin, wenn wieder Bilder oder Berichte über die Partys in einem Boulevardmagazin auftauchten.

Es war heiß, und obwohl die Limousine über eine hervorragende Aircondition verfügte, entschied sich Lance in dieser Nacht für einen Spaziergang. Seine Bodyguards begleiteten ihn in einigem Abstand. Ob sie Angst hatten, dass er überfallen wurde oder dass er sich im Suff verliebte, wusste er nicht.

Er liebte die Nachtstunden, sogar die in New York City, der Stadt, die selbst nach Einbruch der Dunkelheit vor Leben und Vergnügungen aller Art pulsierte.

Eine Sirene heulte. Und noch eine. Hektik lag wie ein übler Geruch in der Luft, überwältigte Lance wie ein penetranter Fan, der an ihm zerrte und seine kostbare Zeit stahl.

Er blickte sich um und entdeckte einen Block entfernt einen flackernden, rötlichen Schein. Menschen rotteten sich dort zusammen. Hilfskräfte flankierten den Straßenrand, beleuchtet von blinkenden, bunten Lichtern, die ihn auf groteske Weise an eine Lichtorgel denken ließ. Lance beschleunigte seine Schritte; ob es Sorge, Neugier oder pure Sensationsgeilheit war, wusste er im Nachhinein nicht mehr.

Plötzlich befand er sich an der Sicherheitsabspernung der Polizei und Feuerwehr und sah auf ein Haus, um dessen Gemäuer Flammen tanzten. Aus dem schwarzen, rauchenden Loch taumelten zwei Feuerwehrmänner und stolpten rufend Richtung Abspernung. Unter dem Gebrüll der Feuersäulen, dem Kreischen einer Frau, die mit Mühe von einem Polizisten zurückgehalten wurde, und dem Gemurmel der Zuschauer verstand Lance die Wortfetzen: „... aussichtslos... zu gefährlich ...“

Die Frau im Griff des Streifenbeamten heulte schrill auf und unternahm einen weiteren verzweifelten Versuch, sich loszureißen. Lance hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten und doch zog ihn ihre Panik an. Er trat näher und hörte wie Worte, getränkt von Tränen und Qual, aus ihrem Mund ausgestoßen wurden: „Mein Baby, mein Baby!“ Ihr hysterisches Kreischen, die riesigen, hervorquellenden Augäpfel und die tränenüberfluteten Wangen wirkten beängstigend und faszinierend zugleich. Lance wollte den Blick nicht abwenden, dennoch tat er es, ohne zu wissen warum. Er starrte auf den ersten Stock des brennenden Gebäudes. Die panikerfüllte Frau stierte dorthin und richtete ihr stakkatoartiges Gestammel in diese Richtung.

Lance war sportlich, und wenn es ihm die Filmverträge erlaubten, machte er seine Stunts selbst. Durch dieses schwarze Fenster zu steigen, wäre eine Leichtigkeit. Bis dorthin schien es das Feuer nicht geschafft zu haben. Schneller als die Bodyguards reagieren konnten, schlüpfte er unter der Abspernung hindurch.

Er bekam am Rande mit, dass Polizisten seine Personenschützer aufhielten. In dem folgenden Tumult gelang es ihm, sich dem brennenden Haus zu nähern, ohne seinerseits von den Rettungskräften aufgehalten zu werden. Später vermochte er nicht mehr zu sagen, ob es der Alkohol, der Mut oder doch eher der Wahnsinn gewesen war, der ihn zu dieser Wahnsinnstat getrieben hatte.

Er erklomm die Mülltonnen, zog sich am Rand des Vordaches hoch, kletterte auf das ein Stück höher liegende Flachdach und erreichte es mühelos. Ehe er sich versah, stand er vor dem Fenster, schlug mit dem Ellenbogen die Scheibe ein, entfernte einige Glasstücke aus dem Rahmen und stieg hindurch. Wie aus weiter Ferne hörte er das Heulen und Jubeln der Menge. Pfiffe, Klatschen und eine äußerst wütende Stimme.

Lance kümmerte sich nicht darum. Das Brüllen der Flammen und das Krachen und Knacken der Balken übertönten alles. Die Geräusche von draußen, das Kreischen der Sirenen, das Quietschen und Aufheulen der Fahrzeugmotoren und das Reden und Rufen der Menschen vor dem Gebäude waren im Innern des Hauses kaum mehr zu hören. Er schien sich in einer anderen Welt zu befinden, einer höllischen Version aus Rauch und Hitze.

Das Weinen eines Kindes war zu vernehmen. Nur leise, unter all dem Krachen, Knistern und Knacken der Flammen, dem Ächzen und Stöhnen und Quietschen des Gebäudes.

Lance durchquerte einen Raum, der voller Qualm war. Selbst mit seinem alkoholvernebelten Verstand war ihm klar, dass er in Lebensgefahr schwebte, wenn er zu viel Rauch einatmete. Er hielt sich den Stoff des T-Shirts vor Nase und Mund, blinzelte den brennenden Schmerz fort und kümmerte sich nicht um die Tränen, die ihm die beißenden Schwaden in die Augen trieb. Er riss eine Tür auf und stand vor einem Flammenmeer. Das Geländer der

Galerie, auf der er sich wiederfand, brannte lichterloh. Flammenzungen leckten an der Brüstung, schmiegten sich an das Material wie eine Girlande aus Hitze und Feuer. Unter ihm, über ihm, alles bestand aus feuriger Zerstörung, aus herabstürzenden Balken, lodernden Treppenstufen. Ohne die Treppe hatten die Feuerwehrleute keine Chance gehabt, hierher zu gelangen.

Einen verrückten Moment lang kam es Lance so vor, als stände er auf einer Bühne. Das Weinen des Kindes trieb ihn vorwärts, überdeutlich drang das Schluchzen aus dem Nebenraum. Er lief dorthin und öffnete die Tür behutsam. Auch dieses Zimmer, das Badezimmer, war verqualmt, aber deutlich weniger als die anderen Räume. Vielleicht, weil es weder Fenster noch Luftzug gab, nichts, das den Rauch zirkulieren ließ. Lance' Blick schweifte durch das die Nasszelle und entdeckte das Kind in der Badewanne. Es hockte zusammengekauert dort, machte sich so klein wie möglich und war pitschnass. Aus weit aufgerissenen Augen starrte es ihn an; sein Gesicht, das ebenso dunkel wie das seiner Mutter war, glänzte tränen- und rotzverschmiert. Es holte mit zitternder Unterlippe Luft.

Er riss den Arm hoch, zeigte mit dem Zeigefinger auf den etwa sechsjährigen Jungen. „Halt bloß die Klappe!“ Damit packte er den Zwerg hastig unter den Armen, zerrte ihn wie einen nassen Sack an sich. Ob Schock oder sein harscher Befehl das Kind still hielten, wusste Lance nicht, aber er war froh.

Er schleppte den Menschenwurm über den Gang, er war kaum schwerer als die Gewichte, die er morgens für gewöhnlich im Fitnessraum zu stemmen pflegte. Er hätte sich gewünscht, dass der Knirps in seinem Arm selbst gelaufen wäre, immerhin zappelte es nicht. Es knallte und krachte. Instinktiv drehte er sich und legte schützend die Hand auf den Kopf des Kindes.

Etwas traf Lance' linke Seite und ein eisiger Schmerz schoss durch seinen Rumpf, ließ ihm fast das Knie

wegsacken. Er hievte und schleifte den Jungen ans Fenster und plötzlich erschienen Hände, die nach dem Kleinen griffen. Im ersten Moment verstand er kaum, was gerade geschah, und so zerrten sie mit Gewalt an dem Kind, bis Lance es losließ.

Irgendwer brüllte: „Er brennt, verfluchte Scheiße!“

Lance wurde zu Boden gerissen und jemand versuchte, ihn mit einer nach Ruß und Qualm stinkenden Decke zu ersticken. Dann war da nichts mehr, nichts außer Schmerz.

Seine gesamte Welt versank in Dunkelheit, Qual und Pein

...

Kapitel 2

„Doktor Chambers sagte ...“, „Ein Interview für den *Stargazer*“, „Transplantation“, „Eine Reality-Show für Channel 3“, die Stimmen prasselten wie ein Platzregen, Maschinengewehrsalven und Standing Ovationen auf Lance nieder. Er schwankte zwischen: sich schützend einigeln, verstecken oder galantem Verbeugen. Seine Mutter Joyce und Madison quasselten in einer Tour auf ihn ein. So kam es ihm wenigstens vor.

Als er im Krankenhaus erwacht war, hatte er noch etwas gefühlt: Schmerz; Finger, die an ihm zerrten, Nadeln in ihn stießen, Spray auf ihm verteilt und ihn betupften. Grelles Licht und Dunkelheit, dann wieder ein Kaleidoskop an Farben umgaben ihn. An- und abschwellige Töne, tiefes Brummen, das in seiner Brust vibrierte, wechselten sich mit Kreischen ab, das ihm in den Ohren schmerzte und ihn schier wahnsinnig machte.

Überhaupt waren die Geräusche das Prägnanteste. Er klammerte sich auch jetzt an die Erinnerung der Laute, statt sich an den Schmerz zu erinnern, obwohl die Qual jede seiner Zellen durchdrungen zu haben schien und in seinen Albträumen allgegenwärtig war. Er erwachte des Nachts oft und glaubte, das Feuer auf seiner Haut zu spüren. Wie es sich in sein Fleisch fraß, und dann dieser Geruch! Dieser widerliche, ekelhafte Gestank, der ihn umgab. Er wunderte sich nach wie vor, dass man ihn nie darauf ansprach. Ruch es niemand? Er konnte sich duschen, eincremen und parfümieren, so viel er wollte, der Mief haftete ihm an wie ein Krebsgeschwür.

Sein Verstand war während der langen Zeit im Krankenhaus und der Reha träge geworden. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren. Meist war er einfach erschöpft und unsagbar müde. Er gähnte. Auch jetzt war er kurz vorm Eindösen, obwohl er erst aufgestanden war und

geduscht hatte. Das merkte er daran, dass sich seine Haut, genauer die abstoßende Seite seines Körpers, die Monsterseite, über seinen Leib spannte. Er kannte alle Erhebungen, sämtliche Linien, jedes gekräuselte Fleckchen der zerstörten Epidermis, und es war eine Erfahrung, auf die er nur zu gern verzichten würde. Lieber wäre ihm gewesen, man hätte ihm ein Spray verordnet, mit dem er seine Haut hätte einsprühen können, statt sich mehrmals am Tag eincremen zu müssen. Denn die Berührungen waren eine stumme Erinnerung: Monster! Hässlich!

Immerhin erwiesen sich das als die Momente, in denen er überhaupt etwas fühlte. Die restliche Zeit des Tages lag er im Schatten seiner Veranda oder vor dem Fernseher im Wohnzimmer und ließ sich berieseln, behauptete er. Dabei wusste er zumeist nicht, was da über die Mattscheibe flimmerte.

Nur wenn es Szenen mit Feuer oder Sirenen waren, wurde er aus seiner Lethargie gerissen. Dann quoll die Übelkeit aus seinem Magen empor, kroch langsam und hinterhältig die Kehle entlang. Ein saurer Geschmack, der ihm in der Speiseröhre ätzte und sich unendlich viel Zeit ließ hervorzubrechen, während er über der Kloschüssel hing, um sich dort würgend und keuchend zu erbrechen. So lange, bis sich sein Innerstes verkrampfte und ihm die Augen vor Tränen brannten.

Am schlimmsten war der Blick danach in den Spiegel. Das Gesicht, das ihm entgegenstarrte, war nicht einmal auf der heilen, rechten Gesichtshälfte als das vom süßen Lance, dem ehemaligen Kinderstar, oder von Lance, dem Sexiest Man Alive, wiederzuerkennen. Dunkle Augenringe, ein gelblicher Teint, hängende Mundwinkel, auf der linken Seite zusätzlich ein Flickerwerk aus Brauen, Bartstoppeln und roten Narben, die ihn verunstalteten. Wenn er sein Gesicht vor dem Spiegel drehte, konnte man das Mosaik aus vernarbter, transplantiertes und winziger Inseln intakter Haut deutlich erkennen.

Als er Madison während der wenigen Minuten am Tag, an denen er die Energie für eine Unterhaltung hatte, vorschlug, sie solle versuchen, ihn als Monstrum oder Bestie in einer Produktion unterzubringen, hatte sie ihn entgeistert angestarrt. Dabei wäre es die Paraderolle für ihn, Frankensteins Monster zu spielen. Aber vermutlich benötigte keiner ein Biest.

Sein Leben war von Ästhetik bestimmt gewesen, einem perfekten Körper, makellosen Gesichtszügen, Haar wie goldschimmernde Seide.

Und weiblichen Schönheiten. Viele, sehr viele von ihnen.

Jede Menge Mädchen, manchmal mehrere gleichzeitig. Er genoss sie wie andere ihren Feierabend-Drink, den Morgenkaffee oder das Glas Wein zum Mittagessen. Für ihn waren sie nichts weiter als Schmuck, Trophäen gewesen. Austauschbar. Er merkte sich selten ihre Namen und hätte sie eine Stunde später nicht mehr wiedererkannt, wenn er ihnen auf der Straße begegnet wären.

Er wusste zu gut, dass er für sie ebenfalls kaum etwas anderes war als ein Symbol, DER Lance. Die Trophäe für jedes Groupie. Sie erhöhten sich, während sie sich zugleich erniedrigten, indem sie die Beine für den Sexiest Man Alive der Jahre 2010, 2014 und 2015 breitmachten.

Er hätte sie sich manches Mal wie reife Trauben vom Körper pflücken können.

Jetzt mieden sie ihn. Sie sahen endlich, was er innerlich schon lange war: entstellt, zerstört, bedeutungslos. Verrottet. Vielleicht jagte er ihnen Angst ein. Sie mussten instinktiv spüren, dass er das Spiegelbild ihrer selbst war. Die meisten ertrugen es keineswegs ihre eigene, abstoßende Seele zu erkennen. Das Monster, zu dem sie wurden, wenn man ihnen das strahlende Aussehen raubte. Doch die wenigsten verfügten über diese Art der Selbstreflexion.

Zur Hölle, nicht einmal Lance hielt seinen Anblick aus, und er hatte mehr Zeit damit verbracht, seine Hässlichkeit zu

betrachten, als er früher vergeudet hatte, seine Schönheit zu kultivieren.

Es war sein Fluch und seine Erlösung zugleich. Zu sehen, wie seine wahre Natur hervorkam, welche Widerwärtigkeit er war.

Noch immer prasselten die Worte auf ihn ein. Redeten von Verantwortung und Vorbild. Von Bank und Steuer. Konkurrenz und seiner Clique. Und wieder von Diagnosen, Behandlungen und Krankenhaus.

Sein Verstand biss sich an Freunden fest.

Ein paar von ihnen hielten die Krankenhauszeit durch. Hofften sie auf einen Platz in seinem Testament? Wer wusste das schon. Irgendwann wurden auch ihre Besuche spärlicher und blieben schließlich aus. Als er weder für Partys noch für Vergnügungen zur Verfügung stand und klar war, dass er ein entstelltes Etwas bleiben würde, in dessen Glanz man sich kaum mehr würde sonnen können, hatten sie ihn vergessen. Ein Schatten war aus ihm geworden. Zu einem Nichts war er geschrumpft, unsichtbar, unerwünscht. Wer könnte ihn schon lieben? Das Monster, das er war.

Die Forderungen seiner Mutter tröpfelten in sein Hirn, sie klang schrill, verlangte Antworten. Er wusste nicht mehr, wovon sie geredet hatte. Er war sich nur über eines im Klaren: Sie liebte ihn nicht, hatte es nie.

Müde, er war so unendlich erschöpft. Er hoffte, endlich schlafen zu dürfen, wollte, dass sie gingen, Mutter, Madison, die Stimmen, die Gedanken, die Erinnerungen, die Wünsche und Sehnsüchte, die Schmerzen. Alles sollte sich im Nichts auflösen. Er ertrug es kaum noch, dieses Brennen, Beißen und Reißen auf den Knochen, das bis in sein Fleisch fortsetzte.

Enge Kleider platzten irgendwann. Manchmal überlegte er, ob seine Haut das eines Tages auch täte, damit sie sich anschließend wieder entspannt um sein Skelett schmiegen könnte.

Kürzlich stand er mit der Rasierklinge unter der Dusche, hatte die Klinge betrachtet, ihr Glitzern, ihre verheißungsvolle Schneide. Er war mit der Daumenkuppe darüber geglitten. Das Messer glitt in sein Fleisch, als bestände es aus Butter, und aus dem akkuraten Schnitt quoll helles Blut. Es bildete erst eine kleine Kuppe, dann kullerte eine rote Perle von seinem Daumen hinab, tropfte auf den Duschwannenboden, verlief in der Wasserlache zu seinen Füßen und entwickelte sich zu einem marmorierten Muster, weiß, glitzernd und rot.

Die Mutter und Madison sollten ihn in Ruhe lassen. Wenn er zustimmte, würden sie gehen. Egal, was sie wollten, er gab ihrem Wunsch nach und könnte wieder allein sein.

„Ja, was immer du willst.“ Lance' Stimme klang fremd in seinen Ohren. Heiser, rau und krächzend. Es war nichts mehr da vom süßen Engelsstimmchen des Kinderstars von einst.

Auf Facebook und Twitter hatte er gern und oft die Kommentare seiner Fans gelesen. Damals, als er noch schön und perfekt gewesen war. Er hatte ihre Lobeshymnen, vor seiner Verwandlung in das Monster, studiert und sich darüber lustig gemacht. Wie wenig eigenes Leben schienen sie zu haben, wie blass und uninteressant mussten diese Freaks sein, dass sie sich an seiner Berühmtheit aufgeilten, hatte er gegrölt.

Endlich begriff er die Wahrheit. Sie hatten ihn erschaffen. Ihre Begeisterung, ihre Verehrung hatten ihm Bedeutung verliehen. Sie füllten die leere Hülle, die er war, und seine Bedeutungslosigkeit mit ihrem Leben, ihrer Energie und ihrem Enthusiasmus.

Sie hielten ihn für ihren Helden.

Sie lagen falsch. Er war schon immer das Monster gewesen, das man jetzt sah.

Er zwang seine Konzentration wieder auf seine Mutter zurück. Sie redete wie ein Wasserfall. Ohne Unterlass. Bla, bla, bla, Rhabarber, Kadaver.

Er hatte offenbar seine Zustimmung zu einem Interview gegeben und noch schlimmer, zu einer weiteren Schönheitsoperation.

Das bedeutete unzählige Nadeln, wieder Medikamente, Dröhnung, neue Schmerzen, Untersuchungen, Operationen. Sinnloses nervtötendes Gequatsche irgendwelcher Ärzte und Therapeuten. Die süßen Stimmen der Krankenschwestern, klebrig wie Sirup und genauso heilsam. Er ertrug es kein weiteres Mal, das begriff er schlagartig. Er konnte das nicht erneut durchmachen.

Den Widerstand verschob er auf ein anderes Mal. Müdigkeit drückte ihn nieder, umfing ihn wie ein kuschliger Kokon. Alles schwamm um ihn herum, die Farben, die Stimmen, die Geräusche aus dem Fernseher, das Sofa unter ihm, die weiche Fleecedecke über ihm. Alles wurde eins, zu einem Strudel aus Empfindungen, in dem er sich verlor. Ein Nichts und Niemand, getragen vom Vergessen hinein ins Irgendwo.

Kapitel 3

Die Scheinwerfer heizten den Raum auf und blendeten Lance.

Er saß auf jenem Sessel, auf dem alle Interviewgäste vom *Stargazer*, Amerikas beliebtestem Boulevardmagazin, Platz nahmen, und starrte auf den Couchtisch. Dahinter saß Jessica Tennant, die charmante Reporterin des Journals, auf einem Stuhl, die Beine unter dem wadenlangen Rock sittsam geschlossen. Er erinnerte sich an den Lance, der er noch vor wenigen Monaten gewesen war. Der Frauenheld, der sich spätestens jetzt ausgerechnet hätte, wie viele Drinks und Schmeicheleien es kosten würde, die hübsche Frau in sein Bett zu manövrieren.

Er fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach und wie unter den kurzen Bartstoppeln seine lädierte Haut zu jucken begann. Er rieb sich das Kinn und wünschte, er könnte ebenso unbefangen über seinen Oberkörper kratzen, denn die Narben dort fingen ebenfalls an, ihn zu quälen. Stattdessen setzte er sein Sonnyboy-Lächeln auf und konzentrierte sich auf die nächste Frage der Reporterin: „Was haben Sie gedacht, als Sie in das brennende Haus hineinrannten, um das Kind herauszuholen? Hatten Sie keine Sorge um ihr eigenes Leben?“

Seine Gedanken glitten zu jener Nacht zurück. Die sonst so typischen Ängste, die Illusion von Brandgeruch und Schmerz blieben aus. Überhaupt fühlte er sich von seinen Emotionen seltsam distanziert. Das musste an den Tabletten liegen, die ihm Madison zugesteckt hatte, ehe die Reporterin erschien. Er schob seine Erinnerungen beiseite und sah in Jessicas lächelndes Gesicht. Sie wirkte sympathisch. Im gleichen Moment erkannte er, dass in ihr jener Funke glomm, der sie dazu bringen würde, ihre

eigene Großmutter den Medienwölfen zum Fraß vorzuwerfen, wenn es ihrer Karriere dienlich wäre.

Hinter dem Fotografen, einem wohltuend gleichgültigen Mittfünfziger, tauchte Madison auf. „Denken Sie daran, Jessica, kein Wort über die Art und das Ausmaß der Verletzungen!“

Lance räusperte sich und griff nach einem Glas Wasser. Er hob es an seine Lippen und trank langsam und bedächtig, als ginge ihn das alles nichts an. Dabei wusste er, dass ihn sämtliche Anwesenden immer wieder anstarrten und er der Mittelpunkt des Interesses war. Natürlich, das Interview war exklusiv und das Einzige, das es geben würde, das hatte er von Madison verlangt. So wie sie ihn fixierte, bezweifelte sie, dass er dieses hier durchziehen würde.

„Lass sie, Madison. Solange es unveröffentlicht bleibt, kann sie mich alles fragen.“

Unbeirrt stellte er das Glas ab, sah Jessica an, blickte offensiv in die Fotokamera und zu Madison. Die nickte widerwillig und trat einen Schritt zurück, warf aber dem Fotojournalisten einen bösen Blick zu. „Kein Foto, auf dem die Narben zu sehen sind, verstanden?“

Auf Madison war Verlass, sie hatte dem Interview erst zugestimmt, nachdem die Journalisten eine Verschwiegenheitserklärung unterschrieben hatten.

Der Mann zuckte mit den Schultern und murmelte was von Photoshop und Retuschieren.

Lance konzentrierte sich wieder auf Jessica. „Was ich tat, war sehr dumm. Ich rettete zwar ein Leben, aber einige Feuerwehrleute haben das ihre riskiert“, begann er und hob die Hand, als er merkte, dass Jessica den Mund mit den rot gelackten Lippen öffnete, um ihm zu widersprechen. „Als ich in dieses brennende Haus kletterte, kamen mir Feuerwehrmänner hinterher, um mir und dem Kind zu helfen. Sie alle haben Leib und Leben aufs Spiel gesetzt und tun es tagtäglich, ohne von einer Zeitschrift interviewt zu werden. Ich war nur ein

selbstverliebter gelangweilter Schauspieler, der aufgeputscht von Alkohol, Realität und Fiktion nicht mehr unterscheiden konnte. Und dafür habe ich bezahlt.“ Er deutete auf die Narben, die von Bart, Halstuch und Hemd verdeckt wurden.

„Sie erlitten bei dieser Aktion schwere Verbrennungen ...“ Es hätte wie eine Entschuldigung klingen können, doch Lance entging das gierige Funkeln in Jessicas Augen nicht.

Er ignorierte es geflissentlich und nickte. Die Erwähnung rief ihm erneut den Geruch nach Desinfektionsmitteln, die Nadeln, Infusionen und Schmerzen ins Gedächtnis. „Es waren unzählige Operationen nötig, bis ich körperlich wieder hergestellt war“, bestätigte er.

Seine Seele hatte dies keineswegs verkraftet. Eine Dummheit, und als solche betrachtete er seine Tat im Nachhinein, hatte nicht nur sein Aussehen, sondern sein ganzes Ich zerstört.

Jessica blickte ihn verständnislos an. „Und gibt es weitere Behandlungen? Man wird die Folgen der Verbrennungen doch beseitigen können?“

„Ich war dreimal der Sexiest Man Alive, spielte in zahlreichen Filmen mit, hatte Modelverträge mit den bekanntesten Labels. Das ist vorbei. Ich werde mit den Konsequenzen leben müssen.“

Er leckte sich über die Lippen und räusperte den Kloß in seiner Kehle fort.

„Aber Sie haben die beste medizinische Betreuung!“ Der Blick der Reporterin saugte sich an ihm fest.

„Wie Sie sehen, Jessica, vermag auch die moderne Schönheitschirurgie keine Wunder zu vollbringen. Ich habe genug von den Untersuchungen, den OPs, den Schmerzen, den Medikamenten und den unerfüllten Hoffnungen.“

„Lance!“, zischte Madison aufgebracht.

Weder Jessica noch er beachtetten sie.

„Also wird es keine weiteren Behandlungen geben?“

Er sah der Journalistin in die Augen. Der nächste Termin stand fest, und ihm graute davor mehr, als er zu sagen in der Lage war. Morgen früh sollte er in der Klinik vorstellig werden.

„Eine neue Behandlungsmethode“, mischte Madison sich ein. „Danach wird man kaum noch etwas von den Narben sehen.“

Kapitel 4

Die Hände des zuständigen Chefarztes zogen Lance' Aufmerksamkeit auf sich. Die Haut des Mannes war intakt, weder Narben noch Flecken. Von Falten gezeichnet legten die tiefen Furchen um seinen Mund herum den Verdacht nahe, dass er dem Alter nach Lance' Vater hätte sein können. Der Blick aus den hellen Augen war neugierig und viel zu abschätzend. Sie schienen ihn zu durchbohren wie Dolche.

Lance wandte den Kopf und musterte die Einrichtung. Wenn er nicht besser gewusst hätte, hätte er vermutet, in einem Hotelzimmer zu sein. Gerade Linien, keine Schnörkel, so präsentierte sich das dunkelbraune Mobiliar. Die dicken Teppichvorleger in Moosgrün, die gemusterten Vorhänge und ein breites Bett mit Bezügen in edlem Design in den Farben Gold, Grün und Beige vertuschten gekonnt, dass er sich in einem Krankenhaus befand.

Hübsch, hochwertig und geschmackvoll. Lance hasste es.

Er warf einen erbosten Blick auf die Kristallvase mit dem Blumenstrauß aus Schleierkraut, Wedeln und Callas. Schönheit war um ihn herum, Anmut, wie um ihn zu verhöhnen. Ein ums andere Mal Ohrfeigen für ihn, egal wohin er in diesem Raum blickte. Erinnerungen daran, dass er anders war: nicht mehr schön und noch weniger perfekt. Hinter den Callas hing ein Spiegel, in dem er sich und die Rückseite des Arztes sah. Der Mann hatte eine handtellergroße kahle Stelle auf dem Hinterkopf, die, umgeben von dickem, schwarzem Haar, wie ein Loch wirkte.

Wer hatte versäumt, den Spiegel abzunehmen? Seine Mutter wies die Leute stets an, man möge jegliche Gegenstände aus Spiegelglas in den Räumen beseitigen. Es war einfacher, ihn zu manipulieren und ihm einzureden, es sei keineswegs so schlimm mit seiner zerstörten Visage,

wenn er den Gegenbeweis nicht ständig vor Augen hatte. Er betrachtete seine Reflexion. Die bleiche, gesunde, linke Seite und das narbige Monstergesicht auf der rechten. Er war der Schöne und das Biest in einer Person. Zum ersten Mal war ihm danach, darüber zu schmunzeln. Er verkniff es sich, sah stattdessen lieber zum Arzt. Verzweifelt überlegte er, wie der Name des Mannes war. Dr. Hoover, meinte er sich zu erinnern.

Der Doktor grinste ihn jovial an.

„Sie werden feststellen, Mr. Cavan, wir geben unser Möglichstes. Ihre Verletzungen sind leider massiv. Es wird eine Menge Arbeit und von Ihrer Seite viel Durchhaltevermögen erfordern, die schmerzhafteste Therapie zu ertragen. Aber ich versichere, dass die Behandlung bereits bei anderen Brandopfern große Erfolge erzielt hat“, verkündete Dr. Hoover salbungsvoll. „Ich sehe kaum einen Grund, warum das bei Ihnen nicht ebenso sein sollte.“

Also wieder kein Versprechen, keine Garantie. Nur einmal mehr Hoffnung.

Lance nickte mechanisch und verzog seine Lippen zu einem Lächeln. Die Haut spannte und es fühlte sich ungewohnt an. So, wie ihn der Arzt anstarrte, war die Geste eine neue Form der Hässlichkeit, die er offenbarte. Mit einem kindischen Anflug aus Trotz und Verachtung verbreiterte Lance sein Grinsen. „Tun Sie, was immer nötig ist, Dr. Hoover.“

„Mein Name ist Hofman.“

Lance starrte den Mediziner an. Wie peinlich! Was, wenn der Arzt nun anfangen wollte, mit ihm zu diskutieren, so wie die Psychologin bei seinem vorigen Krankenhausaufenthalt? Das wäre das Letzte, worauf er Lust verspürte.

„Ich will jetzt meine Ruhe, keine Besuche mehr heute, weder meine Mutter noch meine Managerin dürfen vorgelassen werden. Sorgen Sie dafür.“ Gelangweilt lehnte er sich zurück. Ein bisschen fühlte er sich wie der Monarch

einer lange zurückliegenden Epoche. Dass sich der Arzt fügte, verwunderte Lance kaum. Je fügsamer er war, umso großzügiger wäre der solvente Patient. Vielleicht benötigte dieses Krankenhaus ein paar neue Geräte. Einen weiteren Gebäudeflügel oder Ähnliches. Alle Menschen waren käuflich. Das wusste Lance.

Froh, dass der Arzt sein Zimmer verlassen hatte, erhob er sich und trat an die Fensterfront. Neunter Stock, nicht zu hoch, doch genug, um sich erfolgreich in den Tod zu stürzen. Lance versuchte, das Fenster zu entriegeln, aber irgendwer hatte dafür gesorgt, dass niemand es öffnen konnte. Nacheinander testete er alle anderen Griffe und musste akzeptieren, dass keines aufzumachen war. Er sah auf die Stadt hinaus, auf ihre silbrig glitzernden Häuserfronten mit ihren Scheiben und Mauern, Stein, Metall und Glas. Umtost vom Wind, sanft berührt vom Mondlicht und erhitzt vom Sonnenschein.

In der Tiefe eine Hölle aus Menschen und Autos, Lärm und Gestank.

New York, die Stadt, die weder Rast noch Ruhe kannte. Zentrum der Oberflächlichkeiten.

Abrupt riss er seine Aufmerksamkeit von der Aussicht los, wandte sich dem Spiegel zu und starrte dort hinein. Die Reflexion log nie. Um keinen Preis. Sie zeigte die Wahrheit. Ohne zu schmeicheln, ohne zu lügen. Schonungslos. Ehrlich. Unbarmherzig.

Lance fixierte das Gesicht, das ihm entgegenblickte, und er kannte diesen Mann nicht. Jeden Millimeter scannte er, doch das Gegenüber war ihm fremd.

Schritte wurden laut. Kichern war zu hören. Es befanden sich zwei Frauen vor seiner Tür.

„Wenn ich’s dir sage, Coralynn, dort drin ist Lance P. Cavan.“ In der Stimme der einen schwang Stolz mit. Vermutlich, weil sie wusste, was ihrer Freundin unbekannt war.

„Lance P. Cavan?“ Die andere klang ungläubig. Dann seufzte sie. „Er war so ein schöner Mann!“

Das Mitleid in ihrer Stimme hätte Lance nicht qualvoller treffen können. Wie ein Messer, das man in sein Herz rammt und herumdreht. Der Schmerz breitete sich aus, langsam, wie Säure ätzte er sich durch seine Arterien, tränkte seine Gedanken. Verseuchte seinen Verstand.

Lance sah auf seine Hände. Ohne es zu merken, hatte er sie zu Fäusten geballt. Er bebte am ganzen Körper, ihm war übel und schwindlig. Die Wucht der Emotion, die ihn überrollte, warf ihn schier nieder.

Er stierte in den Spiegel und alles, was er darin wahrnahm, war diese scheußliche Fratze, die ihm entgegenstierte. Leer, tot, entmenschlicht. Dieses Ding war nicht Lance P. Cavan.

Hass schoss durch Lance' Verstand, überflutete ihn mit einer schwarzen Welle aus Verachtung, Verzweiflung und Selbsthass. Es musste raus aus ihm, es kochte, brannte unter der Haut, blubberte in seinem Magen.

Hass. Hass. Hass.

Er verabscheute diese Visage. Er hasste dieses marode, zerfressene Fleisch, das ihn gefangen hielt.

Wut. Wut. Wut.

Er packte den Stuhl und warf ihn mit brachialer Gewalt gegen die Wand. Mit einem Knall barsten die Streben, Holzsplitter stoben wie bei einer Explosion durch die Luft, die Einzelteile krachten zu Boden. Die Tapete war aufgerissen, ein Krater in der perfekten Oberfläche. Es war nicht genug, noch lange nicht.

Lance blickte sich um. Die Vase. Er griff sie sich unsanft und das Wasser schwappte über, floss kühl und nass über die Finger, tropfte auf seine Schuhe. Er beachtete es nicht, nahm kaum die Schwere des Glases und der Blumen wahr, sondern befand, dass es gut in der Hand lag, als er das Blumenarrangement mitsamt dem Gefäß in hohem Bogen gegen das Fenster schleuderte. Strauß, Wasser und

Kristallsplitter landeten mit einem Klirren und Platschen auf dem Boden, aber es reichte kein bisschen, um ihn zu beruhigen. Lance wollte mehr. Er musste die Gefühle loswerden, diesen Hass, diese zerstörerische, explosive Wut.

Er wollte Schmerz, brauchte die Pein, um die Verletzungen zu vergessen, die so viel tiefer saßen als die Narben auf seiner Haut.

Der Spiegel.

Lance ballte die Hand, hob sie, holte aus und schlug zu. Die Oberfläche knackte, zerbrach, und die Scheibe war nun von einem spinnennetzartigen Muster überzogen, Stücke und Scherben brachen heraus.

Das Stechen und Brennen in Lance' Faust hatte etwas Befreiendes. Er bewunderte das Blut, das über seine Haut lief und von der Hand tropfte. Fasziniert starrte er auf die einzelnen Splitter, die in der Wunde steckten. Er fühlte sich gut. Befreit.

Er hob den Blick, sah in die kaputte Spiegelscheibe. Dort starrte ihm jetzt kein Monster mehr entgegen. Lance P. Cavan war verschwunden.

Die Tür wurde aufgerissen, eine der Krankenschwestern kam herein und sah sich um. „Mr. Cavan! Um Himmels willen, was ist passiert?“

Mr. Cavan? War er das? Hieß er so? Er sah noch einmal in den zerstörten Spiegel. Dort blickte ihm ein *Niemand* entgegen.

Kapitel 5

Die Krankenpflegerin hatten die Verletzung versorgt. Als er nach einer schier endlos scheinenden Zeit wieder in sein Zimmer zurückkehrte, deutete nichts mehr auf seinen Ausbruch hin. Sogar ein Bild verdeckte das Loch in der Wand.

Er blickte sich um, als sähe er den Raum zum ersten Mal. Zuvor war ihm seine vorläufige Bleibe groß vorgekommen, doch jetzt erschien sie ihm eng und stickig.

Er gehörte nicht hierher. Im Vorbeigehen hatte er gesehen, dass dort ein Schild klebte, auf dem der Name Lance P. Cavan stand. Dieser Mann existierte nicht mehr. Er war in dem Feuer gestorben. Das begriff er schlagartig.

Aufgebracht sprang er auf, er konnte es kaum ertragen, hier zu sein, in diesem Zimmer, als ein Mann, den es nicht gab.

Er packte seine Jacke und nur aus reiner Gewohnheit steckte er Geldbeutel und Papiere ein.

Keiner beachtete ihn, als er die Flure der privaten Abteilung der Klinik entlanglief. Als er in den Bereich des öffentlichen Krankenhauses kam, fiel er erst recht nicht auf. Im Vorübergehen nahm er eine Baseballcap an sich, die an einem Rollstuhlgriff hing, und setzte sie sich auf. Tief schob er sie sich ins Gesicht und konnte unerkannt das Gebäude verlassen. Als er sich umsah, entdeckte er eine Limousine des Fahrdienstes, deren Autos Lance und seine Freunde oft genug von einer Party zur nächsten kutschiert hatten. Er wandte sich nach links, stellte den Kragen seiner Lederjacke auf und ging weiter.

Menschen zogen an ihm vorüber, dicke, dünne, alte, junge. Sie erschienen ihm wie Blitzlichter, kurz da und schon wieder fort. Kaum ein Gesicht blieb ihm im Gedächtnis

haften, sie interessierten ihn nicht, genauso wie ihn, den Mann, der *Nobody* war, keiner beachtete.

Er kam an einem schäbig wirkenden Lebensmittelladen vorbei. Ein schwarzer Chevy mit Rostflecken stand dort am anderen Straßenrand herum. Ein Kerl mit schmuddeliger Kleidung lehnte am Kotflügel und schien sich zu langweilen.

Nobody stockte. Ein Auto wäre sinnvoll, um so weit wie möglich wegzukommen. Der Geldbeutel drückte sich wie eine stumme Erinnerung gegen seinen Beckenknochen. Er biss sich auf die Lippen, dann straffte er sich und ging hinüber.

Er nickte dem Mann zu und hob seine Hände, wie um zu zeigen, dass er nichts Übles im Schilde führte. „Wie viel?“ Er deutete auf den Chevy Impala.

„Was geht ab, Alter?“, fragte der andere. Dabei entblöste er einen goldenen Eckzahn, stieß sich von der Karosserie ab und näherte sich *Nobody*, dem Typen, der aus dem Krankenhaus davongelaufen war.

„Zweihundert Dollar für deinen Wagen.“

Sein Gegenüber fixierte ihn reglos. Er dachte schon, das Geschäft würde nicht zustande kommen, da grinste der andere und starrte *Nobody* an.

„Vierhundert Kröten.“ Abschätzend ließ der Autobesitzer den Blick über *Nobodys* Kleidung wandern.

Der Mann, der ohne Namen, ohne Identität das Hospital verlassen hatte, musste noch nie zuvor feilschen. Protzig hatte er mit den Scheinen um sich geworfen, als sei es nichts weiter als bedrucktes Papier. *Nobody* war nicht so.

„Zweihundert Dollar.“ Er kniff die Augen zusammen.

„Ey Alter, das ist ein Top-Wagen, damit kannst du bis nach Europa fahren.“

„Zweihundert, keinen Cent mehr!“ *Nobody* konnte förmlich sehen, wie es im Gehirn des anderen ratterte. Der Kerl starrte auf die Lederjacke. Das Material war weich wie Butter und von einem Designer gefertigt. Wahrscheinlich

Beförderung oder eine Gehaltserhöhung versprochen, wenn sie den scheuen Bildhauer zu einem Gespräch überreden konnte. Seine Zurückweisungen schienen sie eher anzustacheln als zu verscheuchen. Sie benahm sich, als wäre es von größter Wichtigkeit, mit ihm in Kontakt zu kommen.

Lorelai strahlte ihn an, und ganz gegen seinen Willen begegnete er ihrem Blick wie hypnotisiert. Warum bemerkte er erst jetzt, dass ihre grüne Iris einen goldenen Rand besaß? Ihr Duft wehte herüber, eine aphrodisierende Mischung aus Frau, Schlaf und süßem Parfüm. In ihm erwachte das sexhungrige Biest, jenes Überbleibsel aus der Vorzeit, als Mann Frau packte und sie rücksichtslos begattete. Er ballte seine Hände zu Fäusten und biss die Zähne zusammen. Sein Kopf wollte Lorelai nicht in seiner Nähe haben, leider widersprach ein gewisser Körperteil dem energisch und deutlich fühlbar.

Sie war eine wunderschöne Frau, selbstbewusst und leidenschaftlich. Er musste blind, blöd und impotent sein, um das nicht zu bemerken, obendrein sprach sie seine Männlichkeit auf einer Ebene an, die ihm Angst verursachte. Bestimmt war er nicht der einzige Mann, der so auf sie reagierte, wer wusste schon, wie oft sie das als Waffe eingesetzt hatte, um zu bekommen, was sie wollte. An ihm würde sie sich jedoch die Zähne ausbeißen!

Leseprobe
Pirat meines Herzens

Nie hatte er etwas Jämmerlicheres gesehen als Magnus, der erschöpft von seiner Arbeit als Pulverjunge, fast mit dem Gesicht in der Suppe landete. Für den Bruchteil einer Sekunde zögerte Brian, dann entschied er, auf diesen Anblick zu verzichten und griff sich den Burschen. Er war federleicht und Brian fasste es kaum, dass dieses Fliegengewicht Pax zu Boden gestreckt hatte. Der Mann war kampferprobt, ging keinem Streit aus dem Weg und war schon wegen der Geübtheit einem Jungen überlegen.

Er schmunzelte. Vielleicht wurde aus dem Kleinen noch ein passabler Pirat. Im selben Moment stieß Magnus ein röchelndes Schnaufen aus, das kein bisschen männlich, sondern eher niedlich klang und das rief Brians Verdacht bezüglich Magnus' Geschlecht wieder in Erinnerung. Prüfend starrte er den Schiffsjungen an. Er schlief tief und fest, jetzt war der rechte Zeitpunkt, um seine Anschuldigung zu bestätigen, ohne dass es der Junge mitbekam. Was für ein Captain wäre er, wenn er nicht einmal die Geschlechtszugehörigkeit seiner Crew erkannte? Kurzenschlossen legte er den Neuling auf das Bett. Der Bursche seufzte zufrieden und kuschelte sich an das weiße Laken. Brian blinzelte und musterte ihn aufmerksam, als könnte ihm das zarte Gesicht, die üppigen Wimpern, die wie schwarze halbmondförmige Seidenfächer auf den Wangen ruhten und die vollen Lippen verraten, ob Magnus tatsächlich ein Mädchen war. Kopfschüttelnd trat er zurück und ließ den Blick über den Körper des Jungen gleiten. Nichts bewies diese Vermutung eindeutig, weder gab es unter dem lockeren Hemd Anzeichen für einen Busen noch runde Hüften. Nachdem er eine Weile dagestanden und das Objekt seines Misstrauens gemustert hatte, gab er sich einen Ruck. Auch wenn es ihm widerstrebte, so musste er seine Zweifel endgültig

ausräumen. Magnus drehte sich eben in die Rückenlage, so war es für Brian ein Leichtes, das Oberteil hochzuschieben. Um die Brust waren Bandagen gewickelt, eigentlich war für ihn damit alles klar, es gab keine Anzeichen einer Verletzung, weshalb sollte sich der Bursche also verbinden? Grimmig starrte er darauf und überlegte, ob er die Binden zerschneiden wollte, entschied aber, sich absolut zweifelsfrei Gewissheit zu verschaffen, ohne dass Magnus bemerkte, dass er enttarnt worden war.

Er öffnete die Hose des Kerls und sah nach. Da war nichts. Weder Penis noch Hoden.

Brians Finger berührten versehentlich die zarte Haut oberhalb ihres Schamhügels. Während er erschrocken zurückzuckte, seufzte Magnus im Schlaf genießerisch. Dieser Laut ging ihm durch und durch. Intuitiv reckte sich die junge Frau den Fingern Brians entgegen, vertrauensvoll und ahnungslos, dass ihre Tarnung gelüftet worden war. Was er ihr zufügen könnte, wenn er dergleichen im Sinn gehabt hätte! Stattdessen geisterten die Dinge durch seinen Kopf, die er ihr antun sollte. Seine Zähne pressten sich so fest aufeinander, dass sich seine Nackenmuskeln verspannten. Er starrte auf das Gesicht Magnus' und plötzlich lag die Wahrheit kristallklar vor ihm. Wie hatte er es übersehen können? Aus welchem Grund hatte er sie nicht auf den ersten Blick durchschaut? Es war mehr als offensichtlich: die zarte Haut ohne jeden Bartflaum und die femininen Gesichtszüge mit den großen, grünen Augen, von denen nur die zottelige Haarmähne ablenkte. Er begriff, weshalb die Frisur gar so wild aussah, sie musste sie sich in aller Eile selbst abgesäbelt haben. Aber warum? Diese Frage gab ihm das größte Rätsel auf. Nicht eine Frau auf der *Esmeralda* hatte vor den Piraten etwas zu befürchten gehabt. Sie waren tabu, das wusste die Crew der *Revenge*. Was erzählt wurde, war Brian einerlei, für ihn galten Taten und seiner Regel, Frauen,